

Alys  
Clare

VERSTUMMEN  
SOLLEN  
ALLE  
LÜGNER

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 5

Weltbild

## **Ein neuer Fall für Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin**

England 1192. Tatort Kloster Hawkenlye: In der Nähe des heiligen Wassers wird die Leiche eines unbekanntes Mannes gefunden. Bei Ritter Josse d'Acquin taucht König Richards Bruder höchstpersönlich auf und stellt seltsame Fragen. Die Erklärung für diese Ereignisse scheint weit in der Vergangenheit zu liegen: Bei einem magischen Saphir, genannt »Das Auge von Jerusalem«, den einst Josses Vater bei Kreuzzug 1148 von einem reichen Muselmannt geschenkt bekam.

»Clare erzählt eine aufregende Geschichte und stellt dabei besonders die analytischen Fähigkeiten der Äbtissin Helewise und des Ritter Hosse heraus, deren charmantes Verhältnis den Leser auf Fortsetzungen gespannt sein lässt.« Publishers Weekly

### **Hawkenlye-Mysteries-Reihe**

Band 1: Sei geweiht der Hölle

Band 2: Der Fluch komme über Euch

Band 3: Der Himmel strafe Euch

Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit

Band 5: Verstummen sollen alle Lügner

Band 6: Wehe dem sündigen Volk

Band 7: Fürchte das Gift der Schlange

Band 8: Wer ohne Schuld ist

Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

# Verstummen sollen alle Lügner

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel The Faithful Dead bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Alys Clare

Copyright der deutschen Übersetzung © 2003, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Übersetzung: Ana Maria Brock

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-635-1

Der röchelnde Atem des alten Mannes hielt den Jungen wach. Es war schon ein paar Stunden her, seit sie sich in der zugigen Schutzhütte schlafen gelegt hatten. Das Abendbrot, das ihnen die Mönche zugeteilt hatten, war ausreichend, aber nicht eben üppig gewesen. Dennoch, in den vergangenen Wochen war der Junge gewöhnlich mit leerem Magen zu Bett gegangen – überhaupt etwas im Leibe zu haben war schon besser, auch wenn es nur eine fade, wässerige Suppe und ein dicker Kanten grobes Brot war.

Nein, überlegte er und drehte sich auf die Seite, wobei er weiter von dem alten Mann abrückte. Nein, in dem Punkt kann ich nicht klagen.

Doch wie glühend er sich wünschte, der raue, schnarchende Atem würde verstummen und ihm etwas Schlaf gönnen!

Er wälzte sich auf den Rücken und überließ sich – nicht zum ersten Mal – dem müßigen Gedanken, ob es nicht eine gute Tat wäre, dem alten Kerl ein zusammengefaltetes Tuch aufs Gesicht zu drücken und ihn von seinen Leiden zu erlösen. Er stützte sich auf einen Ellbogen und starrte auf seinen Herrn herab. Im Licht der einen trüben Lampe im Schlafraum sah das Gesicht totenbleich aus und glänzte vor Schweiß. Während der Junge noch hinsah, schüttelte den mageren Körper des Alten erneut ein Hustenanfall. Aber auch das genügte nicht, ihn zu wecken. Diesmal nicht.

Ach, aber er hatte in ihm immer einen guten Herrn gehabt, überlegte der Junge und legte sich wieder hin. Streng – er hatte seinen Diener hart herangenommen, keine Ausreden für Faulheit oder Nachlässigkeit gelten lassen –, aber gerecht. O ja, er hatte es stets anerkannt, wenn er eine Arbeit gut gemacht hatte. Und, rief sich der Junge, im Dunkeln grinsend, in die Erinnerung zurück, der Herr hatte ihm ein Silberstück versprochen, wenn er dafür sorgte, dass sie beide heil wieder heimkamen.

Ein Silberstück!

Ein paar Minuten lang lag er glücklich da und überlegte, was er mit einem Silberstück anfangen könnte.

Ach, aber die Heimat war so fern, fiel ihm ein, und die Enttäuschung breitete sich wie eine dunkle Wolke über seine angenehmen Träumereien. Nachdem die bedrückte Stimmung erst einmal Fuß gefasst hatte, schien sie ihn völlig durchfluten zu wollen; mit einem Mal fühlte er sich unerklärlich niedergeschlagen.

Ein einziges Silberstück? Es war, als spräche eine fremde Stimme in seinem Kopf, eine kalte, etwas höhnische, seltsam aufdringliche Stimme. Bloß ein einziges Silberstück? Nach allem, was du für ihn getan hast? Ja, schon allein deine Hilfe und dein Beistand bei den Strapazen dieser Reise sind doch gewiss mehr als das wert! Ein einziges Geldstück, mein Junge, wäre nichts als eine Beleidigung.

Der Junge spürte, wie sich die Haut hinten am Hals spannte, als wäre da jemand mit grober Hand gegen den Strich durch die feinen Nackenhaare gefahren. Und aus einem anderen – besseren – Teil seines Verstandes ertönte die dringende Botschaft: Höre nicht hin! Verschließe die Ohren davor! Schenke dem Bösen keine Beachtung!

Einige Herzschräge lang war ihm übel vor Todesangst. Dann dachte er, nein, meine Einbildungskraft geht mit mir durch. Hier liege ich in der Pilgerhütte eines der heiligsten Flecken Englands, keine fünfzig Schritt vom Schrein Unserer Lieben Frau und ihrer gesegneten, heilenden Quelle entfernt! Überlege doch, Dummkopf, dies ist der letzte Ort,

an dem der ... an dem dir etwas zustoßen kann!

Es gelang ihm, sich zu entspannen. Der Atem des alten Mannes wurde rasselnder, schmerzhafter, und jetzt schien zwischen jedem mühsamen Ausatmen und dem nächsten Luftholen eine kurze Pause einzutreten, als ringe der Alte sogar im Schlaf um die Entscheidung, ob eine weitere Anstrengung die Mühe lohnte, die sie ihn kostete.

Der Junge musterte ihn wieder. Er ist kein Bettler, überlegte er, auch wenn er sich so kleidet. Nein, der hat bestimmt Vermögen und reiche Besitztümer und so. Er hat seine Gründe dafür, zu tun, als wäre er ein armer Pilger, und ich denke, ich weiß, warum. Er ist

...

Mit einem abgerissenen Schnarcher verfiel der Alte in eine heftige Hustenattacke, die seinen ganzen Körper krampfartig durchschüttelte und ihn nach Luft ringen ließ. Aus einem anderen Teil des Schlafrums hörte der Junge einen matten Protest, der abbrach, als eine andere Stimme – eine Frauenstimme – brummte: »Meine Güte, Jack! Das macht er doch nicht, um dich zu ärgern, die arme Seele kann nicht anders!«

Der Junge sah zu, wie der alte Mann in ein schmutzstarrendes, fleckiges Stück Stoff spuckte und sich dann, vor sich hin murmelnd, wieder zurechtlegte. Bald setzte die mühsame Atmung wieder ein.

Durch die Bewegungen des Alten hatte sich der Umhang verschoben, in den er sich gehüllt hatte, ebenso die dünne Decke, die ihm die Mönche überlassen hatten. Die Nachtluft war kalt – es war Ende August, doch tagsüber hatte ein Gewitter für starke Abkühlung gesorgt –, und der Junge griff hinüber und deckte ihn vorsichtig wieder zu. So war es schon besser; der Umhang war ziemlich dick, er würde ihm die Brust ein wenig wärmen und ...

Bei seinen achtsamen Bemühungen nahm der Junge mit einem Mal ein metallisches Blinken wahr. Das Licht der Lampe traf auf etwas, das sich in der Kleidung des alten Mannes verbarg, etwas, das, bisher versteckt, während des Hustenanfalls hervorgerutscht und sichtbar geworden war.

Im Kopf des Jungen meldete sich die kalte Stimme zurück. Sie sagte: Los doch! Schau dir das genauer an! Du tust ja nichts Schlimmes; du willst ja nur nachsehen, oder nicht?

Der Junge beobachtete, wie sich seine Hand, fast ohne sein Zutun, zum gebrechlichen Leib des alten Mannes ausstreckte. Sie schob sich weiter vor – ein kleines Stück weiter –, bis die Finger sich um den Gegenstand schlossen. Er fühlte sich kühl an, war aus Metall, von glatter Oberfläche und viereckig von Gestalt, rechteckig – ein Kästchen?

Er zog daran. Doch der Gegenstand hing irgendwo fest, hatte sich vielleicht in der Kleidung des Alten verfangen und wollte sich zuerst nicht lösen.

Es hängt an einer Kette um seinen Hals, wurde dem Jungen mit einer kurzen, heftigen Zornesaufwallung klar, die ihn selbst überraschte. Ich kriege das Ding nicht los, er hat es zu sicher befestigt.

Nein, das hat er nicht, sagte die kalte Stimme. Versuche es noch einmal.

Der Junge tat, wie befohlen. Was immer die Kette behindert hatte, gab sie jetzt frei, und er hielt den Gegenstand ins Licht.

Es war ein Kästchen; er konnte die winzigen Scharniere sehen, wo der Deckel sich an das Unterteil fügte, und auf der gegenüberliegenden Seite eine Öse und einen kleinen

Riegel. Es war eine erlesene Arbeit; sogar der Junge, so weit gereist er war, hatte so etwas noch nicht gesehen. Solche Verzierungen! Und so winzig! Und wie das schwache Licht das Metall zum Erglühen brachte – als wäre es von innen erleuchtet –, deutete gewiss darauf hin, dass es kostbar war. Konnte es sein – war es möglich, dass es ... Silber war?

Eine ganze Weile lag er nur da und starrte darauf. In der schmutzigen, fadenscheinigen Kleidung seines Herrn einen solchen Gegenstand zu finden war wahrhaftig eine so gewaltige Überraschung, dass sie jeglichen Gedanken zu lähmen schien.

Doch die Verblüffung währte nicht lange.

Wo hat der alte Mann das her?, begann sich der Junge zu fragen. Und was denkt er sich dabei, das Ding auf eine Reise mitzunehmen, wie wir sie gerade hinter uns haben, wo noch die geringste Sorge wäre, es zu verlieren, und die schlimmste Möglichkeit, dass es jemand erspäht und ihn deswegen umbringt? Es war ja mehr als leichtsinnig, ein solches Risiko einzugehen! Nicht nur seinetwegen, sondern auch meinetwegen! Kein mörderischer Dieb, der den Herrn bestiehlt, hätte den Diener am Leben gelassen, der gegen ihn aussagen könnte, das ist mal sicher!

Sein Zorn auf seinen Herrn war vorübergehend so gewaltig, dass er alles andere auslöschte. Für eine kurze Weile vergaß er, wo er sich befand, was er hier machte, ja sogar die Nacht um sich herum.

Als er schließlich wieder zu sich kam, wurde er gewahr, dass etwas anders geworden war.

Zunächst einmal hatte sich das Licht verändert. War es das? Der Mond war aufgegangen und übergoss die Lichtung vor der Hütte mit eisigem Silberglanz.

Vor Konzentration runzelte der Junge die Stirn. Nein, da war noch etwas anderes ...

Dann wusste er es.

Das Geräusch, jenes aufreizende, schlafstörende Geräusch hatte aufgehört. Der alte Mann atmete nicht mehr.

Während der Junge das Kästchen an seiner Kette immer noch an sich drückte, starrte er ohne Mitgefühl auf seinen Herrn hinab. Sollte er einen der Mönche rufen? Der alte Kerl konnte eben erst aufgehört haben zu atmen. Vielleicht würden sie nach dieser großen herrischen Nonne schicken, der das Spital unterstand. Womöglich konnte sie etwas tun. Gab dem Herrn irgendeine Medizin ein, verhalf seinen Lungen dazu, wieder ihren Dienst zu tun.

Oder nicht?

Doch die kalte Stimme in seinem Kopf sagte: Nein. Dazu ist es zu spät. Dein Herr ist tot.

»Tot«, wiederholte der Junge flüsternd.

Von dem hier weiß keiner, dachte er und schloss die Faust fester um das Metallkästchen in seiner Hand. Es war schwer, bemerkte er; er schüttelte es, um festzustellen, ob etwas klapperte, was möglicherweise darin war, doch es gab kein Geräusch. Und immerhin war ihm ein Silberstück versprochen worden, das er jetzt bestimmt nicht mehr bekommen würde, wo sein Herr nun tot war.

Denn wer sollte es ihm nun geben?

Ihm kam ein neuer Gedanke, ein furchtbarer Gedanke, bei dem er vor Angst am ganzen Leibe zu beben begann. Die werden sagen, ich hab's getan! Die werden sagen, ich habe ihm den Rest gegeben! Die werden sagen, ich hätte mich besser um ihn kümmern, hätte jemanden holen sollen, als er vorhin diesen schlimmen Hustenanfall hatte!

Am liebsten hätte der Junge aufgestöhnt, doch aus Angst, die anderen Leute in der Hütte zu wecken, stopfte er sich den ausgefransten Ärmelsaum in den Mund.

Mache dich von hier fort, riet ihm die kalte Stimme. Sorge für einige Entfernung zwischen dir und diesem Schauplatz des Todes. Die Mönche und Nonnen wissen ja nicht, wer du bist oder woher du kommst. Für sie bist du bloß ein Diener, namenlos und ohne Bedeutung. Die finden dich nie. Die machen sich wahrscheinlich nicht einmal die Mühe, dich zu suchen. Lauf davon, sofort, solange du Gelegenheit dazu hast. Bis zum Morgen ist es noch lange; du kannst meilenweit fort sein, bis sie merken, dass der alte Mann tot ist.

Er dachte angestrengt nach und kaute dabei an seinem Ärmel. Der Rat war gut. Oder etwa nicht?

Sein ganzes kurzes Leben hindurch war er daran gewöhnt gewesen, zu tun, was man ihm befahl. Dass er zu einer eigenen Entscheidung gezwungen war, bedeutete eine nie da gewesene Erfahrung.

Was vielleicht entschuldigen mochte, dass es eine so schlechte Entscheidung war.

Ohne einen weiteren Blick auf seinen toten Herrn stand er auf, rollte seine paar Besitztümer zu einem festen Bündel zusammen, stopfte dieses unter seinen Umhang und schlich, das Kästchen an der Kette immer noch fest umklammernd, auf Zehenspitzen aus der Hütte.

Vorsichtig und leise schritt er den Weg entlang, bis er sich ein ganzes Stück von der kleinen Ansammlung von Gebäuden im Tal entfernt hatte. Dann raffte er sein Gewand zusammen und rannte los.

# Erster Teil

## England, Herbst 1192

# ERSTES KAPITEL

Josse d'Acquin und sein Diener Will ließen finster die Blicke über die Wiese schweifen, wo noch am Abend zuvor die Kuh aus ihrer Wirtschaft mit ihrem Kalb gestanden hatte.

Jetzt war die Wiese leer, und in der struppigen Hecke klaffte eine Lücke, groß genug, dass eine Kuh und ein Kalb sich hatten durchzwängen können.

Will knurrte etwas vor sich hin. Der Ton ließ darauf schließen, dass er ein wenig verstimmt war.

Josse gab ihm einen Klaps auf den Arm. »Mache dir keine Vorwürfe, Will«, begann er, »wir wussten beide, dass die Einfriedung hier eine schwache Stelle hatte, und ...«

»Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen«, gab Will mit einer ungewohnten Aufwallung von Mut zurück; Will, treu ergeben und arbeitsam, neigte gewöhnlich dazu, die Verantwortung für alles, was auf Neu Winnowlands nicht klappte, auf seine schmalen Schultern zu nehmen. »Ich sagte gerade, es ist zu viel. Der Tag hat nur soundso viele Stunden, und ich kann nun mal nicht an zwei Stellen gleichzeitig sein.«

Höchst überrascht drehte Josse sich zu ihm um. »Ich stimme dir zu, Will«, sagte er freundlich. »Aber was soll ich machen? Immer, wenn ich vorgeschlagen habe, wir sollten noch jemand einstellen, hast du gesagt, du schaffst es schon. Du sagst, dir und Ella ist es lieber, allein für mich zu sorgen.« Ella war Wills Ehefrau, vielleicht lebten sie auch nur zusammen; Josse hatte keine Ahnung, ob sie verheiratet waren oder nicht, und hatte auch nie danach gefragt. Ella war zwar chronisch schüchtern, doch sie arbeitete genauso hart wie Will und meisterte jede Aufgabe im Haus und eine ganze Anzahl außerhalb.

»Das stimmt auch, Sir, das stimmt auch.« Will nagte stirnrunzelnd an seiner Lippe; ihm lag sichtlich etwas auf der Seele.

»Dann sage ich noch einmal: Was soll ich machen?«

Will stand eine Weile stumm da, als überlege er, ob es besser sei, sich zu äußern oder seine Gedanken für sich zu behalten. Schließlich – er blickte immer noch erbost auf die leere Wiese – beschloss er, sein Herz auszuschütten.

»Seht, Sir, es ist so«, begann er und rieb sich mit einer Hand das Kreuz. »Ich und Ella, wir lassen uns nicht gern von jemandem herumkommandieren, jedenfalls außer vom alten Sir Alard, Gott schenke ihm die ewige Ruhe, der konnte grillig sein, wenn er bei Ostwind schlechte Laune hatte. Und natürlich außer Euch, Sir Josse, aber Ihr habt keine großen Ansprüche. Was wir ... Ich meine, wir haben nie jemanden über uns gehabt, und wahrscheinlich sind wir in unserem Trott zu sehr eingefahren, um noch umzulernen.« Er blickte erwartungsvoll zu Josse auf, um zu sehen, ob der den Sinn seiner kurzen Rede verstanden hatte.

Josse, der immer noch im Dunkeln tappte, gab zurück: »Tut mir leid, Will. Was willst du damit sagen?«

Will seufzte. »Wir würden uns nicht mehr daran gewöhnen, Sir. Wenn Ihr beschließt, dass Ihr das machen wollt – und Ihr habt zu entscheiden, das ist ja klar –, dann würden ich und Ella ... dann würden wir ...« Was immer er sich für eine bedrückende Vorstellung machte, sie wühlte ihn sichtlich auf; er musste ein paarmal rasch blinzeln und schluckte mühsam, wobei der hervorstehende Adamsapfel an seinem dünnen Hals auf und ab fuhr.

»Und wir haben uns hier eingerichtet, fest und sicher, und wir hängen so an unserem Häuschen«, brummelte er mit versagender Stimme.

Mit einem Mal begriff Josse. Er beeilte sich, das Missverständnis seines armen gequälten Dieners richtigzustellen.

»Will, ich würde dir nie jemanden vor die Nase setzen, dir oder Ella«, erklärte er und legte so viel Aufrichtigkeit in seine Stimme, wie er nur aufbringen konnte. »Warum in aller Welt sollte ich das wollen? Ihr beiden habt euch in den vergangenen mehr als zwei Jahren gut um mich gekümmert, und ich habe nie Grund zur Klage gehabt. Ich kann dir versichern, dass ich nicht die Absicht habe, daran etwas zu ändern – ich gedenke nicht, den Karren umzuwerfen, wo er doch so glatt dahinrollt!« Mit einem Lachen wollte er die Stimmung aufheitern, doch Will fiel nicht darin ein.

»Und dann noch mein Rücken«, fuhr Will fort, als hätte er nichts gehört. »Hier unten sitzt bei mir der Schmerz« – er rieb immer noch –, »wie wenn ein Kobold mit einer rot glühenden Heugabel drinsteckt.« Er blickte kläglich zu Josse auf. »Vielleicht werde ich zu alt, Sir.«

Wenn die Moral der Truppe derart tief gesunken war, überlegte Josse und erinnerte sich an seine Zeit als Kriegsmann, dann war es das Beste, die Männer auf andere Gedanken zu bringen. Man musste die Leute davon ablenken, sich selbst leidzutun.

»Komm, Will«, sagte er aufmunternd. »Zuerst holen wir die Kuh zurück – sie kann nicht weit gekommen sein –, dann muss Ella dir ein warmes Pflaster auf den schlimmen Rücken legen. Die Lücke in der Hecke kann ich ausbessern – mit zwei Hürden müsste das zu schaffen sein.« Will warf ihm einen zweifelnden Blick zu. »Dann schlage ich vor, du siehst dich nach einem geeigneten jungen Burschen um, der dir hier zur Hand gehen kann. Nicht bloß zu den arbeitsreichen Zeiten wie Aussaat und Ernte« – er hoffte, kompetenter zu klingen, als er sich fühlte, war er doch immer noch weit mehr Soldat als Landwirt –, »sondern regelmäßig. Es findet sich bestimmt jemand, etwa der heranwachsende Sohn eines meiner Pächter mit überflüssigen Kräften.« Er wies mit der Hand vage in die Runde, als stünden im Hof vor dem Herrenhaus die passenden jungen Männer zuhauf, bereit und beflissen, und brannten geradezu darauf, unter Will zu arbeiten.

Will schnaufte, wobei es ihm gelang, den kurzen Laut mit starker Ausdruckskraft auszufüllen. Er sagte knapp: »Vielleicht.«

Ich weiß nicht genug über die Menschen, die auf meinem Grund und Boden leben, überlegte Josse. Und da das Gut nur klein ist, habe ich keine Entschuldigung dafür. Ich habe meine Pächter vom alten Sir Alard geerbt, ich nehme ihre Pacht entgegen und einen Anteil von allem, was sie erzeugen, und vermutlich teilt Will ihnen die Arbeit zu, wenn sie ihre Verpflichtung mir als ihrem Grundherrn gegenüber zu erfüllen haben.

Er war tief in Gedanken versunken, doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte sich auf kein Gesicht, kein besonderes Merkmal, keine Verhaltenseigentümlichkeit eines der Bauern besinnen, die auf seinem Gut lebten, arbeiteten und schließlich starben.

Das war eine ernüchternde Erkenntnis. Noch dazu etwas, das seiner Meinung nach ein schlechtes Licht auf ihn warf. Was würde seine Freundin, die Äbtissin Helewise, dazu sagen? Sie kannte bestimmt jede einzelne ihrer Nonnen in Hawkenlye, jawohl, und die Mönche auch; ihre Namen, welche Arbeit sie verrichteten, ihre starken und schwachen

Seiten, ihre Vorlieben und Abneigungen. Was würde die Äbtissin zu einem Mann sagen, der absolut nichts über die Menschen wusste, von denen förmlich seine Existenz abhing?

Zu einem Entschluss gelangt, legte Josse Will eine Hand auf die Schulter. »Das erledigen wir gemeinsam«, verkündete er. »Morgen reiten wir das ganze Rittergut ab, und von den Leuten, die da wohnen, musst du mir alles erzählen, was du weißt. Wir wollen versuchen, einen Lehrburschen zu finden. Es ist Zeit, Will.« Er versetzte seinem Diener noch einen aufmunternden Klaps. »Es ist Zeit.«

Es schien Will eine gewisse Anstrengung zu kosten, den bestürzten Blick von seinem Herrn loszureißen, den er angespannt beobachtete, und mit einem leichten, doch ganz entschiedenen Kopfschütteln zurückzugeben: »Ich geh jetzt die Kuh suchen.«

Der nächste Tag brachte jedoch seine eigenen Probleme mit, und Josses schöner Entschluss wurde aufgeschoben.

Er beendete gerade sein zeitiges Mittagessen – Ella hatte einen Brassen in pikanter Senfsoße aufgetischt, und er hatte sich flüchtig gefragt, ob der Senf von Wills Pflaster übrig geblieben war –, als er von der Landstraße her Pferdegetrappel vernahm.

Viele Pferde; nach dem Tumult zu urteilen vielleicht zwölf oder fünfzehn, sogar zwanzig ...

Dass ein einzelner Reiter Josses Tor passierte, kam recht häufig vor. Eine Jagdpartie von vier oder fünf schon weniger oft. Eine Gruppe von fünfzehn oder mehr jedoch war so selten, dass es nahezu beispiellos war.

Josse stieß sich vom Tisch ab, wischte mit dem Ärmel über das Kinn und rannte durch die Wohnhalle, zur Tür hinaus, mit großen Sätzen die Treppe hinab und quer über den Hof.

Seinem angeborenen Optimismus zum Trotz dachte ein kleiner Teil seines Hirns: Das ist äußerst ungewöhnlich. Und das Ungewöhnliche bedeutet meistens Ärger ...

Er behielt so viel Geistesgegenwart, seine Geschwindigkeit zu einem ruhigen, gelassenen Schritt zu drosseln, bevor er in das Blickfeld der Leute draußen geriet, wer immer das sein mochte; es dürfte kaum ein angemessenes Bild vom Gutsherrn vermitteln, wenn er aufgereggt und mit rotem Kopf angerannt käme.

Er war heilfroh über seine Voraussicht. Denn als er ans Tor kam und auf den unebenen Weg hinaustrat, stand er einem großen Trupp Männer gegenüber, und alle in solch prächtigem Aufzug, dass es nur eines bedeuten konnte: Es waren Höflinge. Alle waren gut beritten, die Pferde auf Hochglanz gestriegelt und mit kostbaren Schabracken versehen.

Bevor er die gebührenden Begrüßungs- und Willkommensworte vorbringen konnte, bevor er Zeit hatte, sich zu fragen, was eine solche Gesellschaft hier draußen im tiefsten, ruhigsten Hinterland zu schaffen hatte, trieb ein Mann in einer Tunika aus hochrotem Samt sein Pferd zu ihm heran. Während er schwungvoll seine Kappe abnahm – er hatte sie mit einer Kokarde aus Fasanenfedern geschmückt –, rief er: »Habe ich das Vergnügen, mit Sir Josse d'Acquin zu sprechen, dem Herrn auf Neu Winnowlands in der Grafschaft Kent?«

»Gewiss, Sir, das habt Ihr.« Josse verbeugte sich flüchtig. »Darf ich erfahren, wer mich

aufgesucht hat?«

Der Mann lachte fröhlich, und die Umstehenden fielen ein. »Ich bin William d'Arbret, Herr Ritter, doch nicht ich, sondern ein anderer sucht Euch.«

Mit einem nochmaligen eleganten Schwenken seiner Kappe – diesmal streiften die Federn die Stirn des zunächst stehenden Pferdes, das schnaubte und ohne die Reaktionsschnelligkeit und Geschicklichkeit seines Reiters durchgegangen wäre – riss er schwungvoll den Arm hoch. Dabei setzte er sein Pferd zurück und gab den Blick auf einen Mann in der Gruppe hinter sich frei, einen kräftig gebauten Mann mit kastanienbraunem Haar, das sich in dichten Locken um seine reich geschmückte schwarze Kappe ringelte. Er war Mitte zwanzig, saß geschmeidig und locker auf einem prachtvollen Fuchswallach, und als seine blauen Augen Josse trafen, flog ein belustigter Ausdruck über seine gut aussehenden Züge, als wäre er aus einem nur ihm bekannten Grund nahe daran loszulachen.

Das war jemand, den Josse zuletzt als siebenjährigen Knaben gesehen hatte. Nach fast zwanzig Jahren erkannte er ihn immer noch wieder.

Ungeachtet dessen, was ihm in den Jahren dazwischen zu Ohren gekommen war, wonach das witzige Kerlchen, das er so gemocht hatte, auf die schiefe Bahn geraten sein sollte, hatte Josse sich immer bemüht, ihn nicht voreilig zu verurteilen. Das war nicht leicht gewesen; er selbst hatte Anlass gehabt, den Mann als berechnenden Bastard zu bezeichnen, wenn er auch ganz genau wusste, dass letzterer Ausdruck nicht zutraf.

Doch jetzt, da er ihm nach all dieser Zeit wieder gegenüberstand, war es das Natürlichste von der Welt, auf dem staubigen Weg auf ein Knie zu sinken, den Kopf zu beugen und Prinz Johann mit den Worten zu begrüßen: »Sire, ich heiße Euch von Herzen willkommen. Mein Haus steht Euch zur Verfügung, ebenso wie ich, Euer Diener.«

Hoch über ihm auf dem Fuchswallach ließ Prinz Johann seiner Belustigung endlich freien Lauf. Noch mit gebeugtem Haupt hörte Josse das Lachen, an das er sich so gut erinnerte – obwohl jetzt in der Stimmlage eines Mannes und nicht eines kleinen Jungen –, und er vernahm das Rascheln kostbaren Stoffs, als Johann seinen Umhang zurückschlug und absaß. Dann spürte Josse, wie Hände schwer auf seine Schultern fielen, er wurde auf die Füße gestellt, und Prinz Johann schlug ihm – mit Nachdruck – auf den Rücken.

Noch während er stillstand, um diese Aufmerksamkeiten zu empfangen, musterte Josse die Erscheinung des Prinzen, die er jetzt besser wahrnehmen konnte, wo er abgesehen war und auf der Erde stand. Ja, er war breit gebaut und nicht übermäßig hochgewachsen, wie sein verstorbener älterer Bruder Gottfried, dem er auch in den Gesichtszügen und im Teint ähnelte. Er besaß sichtlich einen verschwenderischen Geschmack; seine Kleidung war vorzüglich geschnitten und aus kostbarstem Tuch, und die breiten Streifen Stickerei an Hals und Ärmelkanten seines Übergewandes leuchteten wie Frühlingsblumen im Morgentau. Er trug eine ganze Menge Goldschmuck. Josse fiel auf, dass er eine ungewöhnliche Sauberkeit ausstrahlte, als wechselte er oft die Wäsche und genösse regelmäßig den erfrischenden Luxus eines Bades.

Als spürte der Prinz Josses diskret forschenden Blick, versetzte er ihm einen abschließenden, derberen Schlag zwischen die Schultern. Dann tat er noch einen Schritt, sodass die zueinander direkt gegenüberstanden, die glänzenden, intelligenten Augen

blickten in Josses Augen auf, und Prinz Johann sagte: »Was ich sehe, gefällt mir, alter Freund. Was sagst du?«

Scharfsinnig wie eh und je, dachte Josse, den Blick senkend. Der Mann hatte sich offenbar so entwickelt, wie er es als Kind hatte erwarten lassen. »Es ist eine außergewöhnliche Freude, jemanden wiederzusehen, an den ich mich so gut erinnere«, murmelte er, immer noch auf den Boden starrend. Wie er bemerkte, trug Prinz Johann Stiefel aus weichem Leder in einem kastanienbraunen Ton, der beinahe genau der Farbe seines Pferdes entsprach. In Gedanken versuchte er sich rasch zu erinnern, was Ella zu essen und zu trinken in der Speisekammer auf Vorrat haben mochte, und erkundigte sich vorsichtig: »Wird die Gesellschaft Erfrischungen bei mir einnehmen, Sire?«

Wieder kam das Lachen. »Nein, Josse, das wird die Gesellschaft nicht«, erklärte Prinz Johann. »Wir sind beim alten Sir Henry von Newenden abgestiegen, und jedes Mal, wenn wir unseren Hintern auch nur für einen Augenblick auf die nächstbeste Bank herablassen, stürzt er vor und bietet uns etwas zu essen an. Der kindische alte Narr hat uns so vollgestopft, dass wir fast platzen.« Er warf über die Schulter einen Blick auf die Höflinge und hob ironisch eine Braue. »Er hat aber ein hübsches junges Weib.«

Die Höflinge kicherten über den Scherz; in Erinnerung an ein anderes Johann betreffendes Gerücht fragte sich Josse, ob man Sir Henrys hübsches junges Weib in das Bett des Prinzen gelockt habe, und entschied, das sei vermutlich der Fall.

Josse richtete sich auf – von dem langen Stehen in so unnatürlicher Haltung begann ihm der Nacken wehzutun – und fragte nach: »Welchen Dienst darf ich sonst ...«

»Ach ja«, unterbrach Johann ihn, »zur Sache, ja. William!«

Der Mann mit der Kokarde aus Fasanenfedern glitt von seinem Pferd herab, riss sich die Kappe vom Kopf und pflanzte sich mit gesenktem Haupt vor seinem Prinzen auf. Johann machte eine Handbewegung, als verscheuchte er eine aufdringliche Fliege, was William d'Arbret besser deuten zu können schien als Josse, denn er griff in seine Tunika und zog eine Pergamentrolle hervor, die er Prinz Johann überreichte. Der Prinz nahm sie wortlos entgegen.

Er blickte einen Augenblick hinein. »Neu Winnowlands«, murmelte er. Josse hatte das schreckliche Gefühl, er wisse, was jetzt komme. »Neu Winnowlands ... Aha, ja!« Die blauen Augen blickten von dem Pergament auf. »Früher das Witwenhaus des eigentlichen Winnowlands, Sir Josse d'Acquin von meinem Bruder Richard verliehen in Anerkennung geleisteter Dienste, und ...«

Es war keineswegs klug, einen Prinzen zu unterbrechen, doch Josse konnte sich nicht zurückhalten. »Sire, es war ein Geschenk!«, protestierte er.

Josse überkam das bedrückende Gefühl, dieselbe Situation schon einmal erlebt zu haben. Im vergangenen Februar hatte Josse für das ihm durch Schenkung überlassene Haus eine Aufforderung zur Pachtzahlung erhalten, die nach seiner Vermutung von Johann kam. Denn Johann brauchte nötig Geld, war er doch mit den Vorbereitungen auf die immer wahrscheinlichere Möglichkeit befasst, König zu werden.

Richard befand sich immer noch in Outremer, und von dort gab es nur spärliche Kunde. Was ankam, war nichts Gutes: Es schien nun beinahe sicher zu sein, dass der im Sommer 1190 mit so viel Mut und Zuversicht angetretene Kreuzzug sich als böser Misserfolg

erweisen werde. Jetzt schon begannen Kreuzfahrer in ihre Heimatländer zurückzukehren, auf den Lippen statt Ruhmesliedern Berichte von Niederlagen.

Und von Richard gab es keinerlei Nachricht.

Als Josse jetzt den jüngeren Bruder des Königs musterte – gescheit, intrigant, skrupellos –, musste er zugeben, dass Johanns Vorgehen wenngleich voreilig, so doch verständlich war. Sollte Richard – Gott behüte! – wirklich verloren sein, würde Johann voraussichtlich König werden. Der wahre Erbe des Thrones mochte ja Arthur von der Bretagne sein, Richards und Johanns Neffe, würde der englische Adel aber ein ausländisches Kind an Stelle eines Prinzen akzeptieren, den sie schon kannten?

Es wurde gemunkelt, das würden sie nicht.

Handelte Johann in diesem Fall nicht umsichtig, wenn er sich darauf vorbereitete, indem er Unterstützung suchte und sich Mittel beschaffte?

Umsichtig vielleicht. Doch Josse gedachte nicht, bei der Mittelbeschaffung zu helfen und Geld herzugeben, das er in Wahrheit niemandem schuldete.

Den Blick erneut senkend, wobei er sich Mühe gab, in seinem Ton jeden Anflug von Aufsässigkeit zu vermeiden, wiederholte er: »Mein Gut war ein Geschenk, Sire.« Mit einem Mal kam ihm ein äußerst willkommener Gedanke: War er nicht damals im eisigen, schneereichen Februar den ganzen Weg zur Abtei Amesbury geritten, um Johanns und Richards Mutter, der Königin Eleanor, seinen Fall vorzutragen? Und hatte sie nicht mit eigener schöner Hand Worte niedergeschrieben, die bestätigten, dass Josses Gut ein Geschenk war? »Das kann ich beweisen«, fuhr Josse nachdrücklich fort, »und zwar in Form einer Zusicherung der Königin, Eurer Mutter, persönlich, dass ...«

Doch Johann schien der Geschichte überdrüssig zu werden, hatte das Pergament eingerollt und winkte damit gleichgültig William d'Arbret zu, der vorstürzte, um es wieder an sich zu nehmen.

»Ach, stimmt ja«, sagte Johann. »Ein Geschenk. Selbstverständlich.« Und die schweren Lider senkten sich über die glänzenden Augen, als er gelangweilt gähnte.

Josse, den diese zur Schau gestellte Gleichgültigkeit nicht ganz überzeugte, blieb stehen und wartete ab, was nun geschehen werde.

Prinz Johann machte Anstalten, sich wieder auf seinen Fuchswallach zu schwingen. Dann warf er hin, als wäre ihm eben ein Gedanke gekommen: »Aber jetzt fällt mir ein, da war noch etwas.« Die lässige Pose war so rasch aufgegeben, wie sie gekommen war. Der Prinz drehte sich um und bewegte suchend den Kopf hin und her, während er sein Gefolge durchmusterte, dann rief er: »Magister! Wo seid Ihr?«

Die Reiter machten den Weg frei, als ein Mann langsam aus dem Hintergrund des Trupps nach vorn kam. Sobald sein Pferd das des Prinzen erreicht hatte, schwang er sich aus dem Sattel und stellte sich mit gebeugtem Haupt neben Johann und erwartete seine Befehle.

Josse starrte ihn an. Er war vielleicht in den Fünfzigern – Sechzigern? –, jedoch war es eigentümlich schwer zu sagen. Er war hochgewachsen, dünn, sehr bleich und trug einen langen milchweißen Bart, der mit seiner weißen Haut zu verschmelzen schien. Während Josse die beiden beobachtete, flüsterte Prinz Johann ihm etwas zu, und der große Mann beugte sich herab, um Johann seine leise Antwort ins Ohr zu sprechen.

Dann wandten sie sich beide Josse zu.

»Der Magister erinnert mich daran, dass wir auch noch in einer anderen Angelegenheit gekommen sind«, erklärte Prinz Johann und warf bei diesen Worten seinem hochgewachsenen Begleiter einen Blick zu. »Wir suchen jemanden, der in diesem Landesteil fremd ist, einen gewissen Galbertius Sidonius, und wir wollen von Euch, Josse d'Acquin, wissen, ob Ihr Nachricht von ihm habt.«

»Ich?« Josse war verblüfft. »Aber Ihr seht doch, wo und wie ich lebe, Sire, im tiefsten Hinterland und fern von jedem Mittelpunkt der Zivilisation, wo ich etwas über irgendwelche Fremden hören könnte. Galbertius ...?«

»Galbertius Sidonius.« Der blasse Mann sprach jetzt. Seine Stimme, tief und melodisch, klang angenehm und wirkte beinahe hypnotisch.

»Nein.« Josse schüttelte den Kopf. »Der Name sagt mir nichts. Ich bedauere, nicht helfen zu können.«

»In jüngster Zeit hat kein Fremder bei Euch vorgesprochen?«, beharrte Prinz Johann. In seinen Augen erwachte ein wildes Funkeln, das Josse zur Vorsicht mahnte; diese Angelegenheit, worum es sich auch handeln mochte, schien äußerst wichtig zu sein.

Ihm kam mit einem Mal der Gedanke – und irgendwie wusste er, dass er sich nicht irte –, dass der schwache Versuch, ihm Pacht abzunötigen, nur ein Vorwand gewesen war, ein oberflächlicher und nicht besonders einleuchtender Grund für den Besuch, wenn man bedachte, dass die Sache schon im Februar über jeden Zweifel hinaus bereinigt worden war. Was Johann bereits gewusst zu haben schien, hatte er doch so unvermittelt einen Rückzieher gemacht.

Seine wahre Absicht war es von vornherein gewesen, etwas über diesen Galbertius Sidonius zu erfahren.

»Sir Josse!« Prinz Johanns Ton verriet jetzt wachsenden Zorn. »Wir fragen noch einmal: Habt Ihr kürzlich Besuch von einem Fremden gehabt?«

Josse setzte seine gewinnendste Miene auf; wenn ein Plantagenet ärgerlich zu werden drohte, handelte man klug, ihn ganz rasch zu beschwichtigen. Als Knabe hatte Johann, wenn ihn etwas aufbrachte, durchaus einmal in die auf dem Fußboden ausgebreiteten Binsen gebissen oder die Möbel in Brand gesteckt.

»Sire, ich habe seit vielen Monaten und Jahren keinen Fremden mehr empfangen«, versicherte er lächelnd, »ausgenommen Euch selbst und Eure Höflinge.« Er beschloss seine Worte mit einer weiteren Verbeugung.

Als er sich wieder aufrichtete – die Stille wurde ihm schon unbehaglich –, sah er, dass der Prinz wieder ruhig wirkte. Zumindest beinahe ruhig. Mit einem letzten eindringlichen Blick auf Josse nickte er kurz und wandte sich ab, um endlich aufzusitzen.

Vom Sattel herab und im Begriff loszureiten, rief er: »Benachrichtigt mich unbedingt, Josse d'Acquin, wenn Ihr etwas erfahrt. Galbertius Sidonius. Merkt Euch das.«

Damit gab er seinem Pferd die Sporen und preschte davon, und die Höflinge, von diesem unvermittelten Aufbruch überrascht, ruckten und rutschten in ihren Sätteln, als ihre Rösser, dem Prinzen folgend, losgaloppierten.

Josse sah zu, wie der Trupp unter den Bäumen, die die Landstraße säumten, rasch dem Blick entschwand, und fragte sich, wer dieser Galbertius Sidonius wohl sein mochte.

Und wieso Prinz Johann, voraussichtlich der nächste König von England, ihn so unbedingt finden wollte.